



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

L., W.: Die römische Frage.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

bieten, wogegen Schleswig-Holstein für dieses Interesse von höchster Wichtigkeit ist. Das Gebäude des Verfassers der Schrift hat also auch hier schlechten Grund. Es aber noch weiter zu untersuchen, scheint nicht nöthig.

Die römische Frage.

Unter eigenthümlich großartigen Verhältnissen wird Florenz und mit ihm Italien im kommenden Mai das Fest ihres großen Dichters feiern. Was auch Kunst und Gelehrsamkeit wetteifernd zur Feier des Tags aufbieten mögen, alles wird doch zurücktreten vor dem gewaltigen Hintergrund, auf welchen dieses Fest aufgetragen sein wird: vor der gegenwärtigen Krisis des Papstthums. Ein Moment tiefster nationaler Erregung, in dem sich Vergangenheit und Zukunft des ganzen Volkes zusammenpressen — wie glücklich trifft es sich, daß gerade in solchem Moment die Erinnerung an die große Dichtergestalt der Nation sich aufdrängt, welche, seitdem sie als Nation sich zu fühlen begonnen hat, eben in Dante das Symbol ihrer Größe und ihrer Zukunft verehrte. Wir könnten Italien um dieses Fest beneiden. Denn was ist jene unklare Aufregung, in welche unser Schillerjubiläum hineinfiel, jene trübe Zeit der gegenseitigen Anklagen und Verdächtigungen, die nur auf einen Tag durch die Festfreude zum Schweigen gebracht wurden, was ist sie gegen die gehobene Stimmung, mit der die Italiener ihren Nationaldichter feiern können, gegen das Bewußtsein, ein gutes Stück zurückgelegt zu haben, und auf dem Wege zur Vollendung des Ganzen zu sein? Vielleicht um die gleiche Zeit wird sich die alte Guelfenstadt zum Feste des Dichters und zum Empfang des Königs von Italien schmücken. Und das Gedächtniß Dantes, welcher über den Parteigegensatz hinausfah, der seine Vaterstadt zerfleischte, könnte nicht sinniger gefeiert werden, als durch den Einzug des Königthums, welches Oestreich gegenüber das Guelfenthum, dem Papste gegenüber das Ghibellinenthum repräsentirt, — Gegensätze, die im Grunde erst heute ihre Bedeutung verloren haben. Ein kühnes Wagniß, unternommen in der Absicht, damit den Weg nach Rom, die Mittel zur Beseitigung der weltlichen Herrschaft des Papstthums zu finden, ist die schönste Festgabe zum Tag des Sehers, welcher nicht bloß die Entartung der Kirche, sondern auch das Unglück Italiens, ja die Verwüstung der ganzen Welt vom weltlichen Besitz der Päpste ableitete und sehnsüchtig dem Retter entgegenblickte, „der das Unthier

aus dem schönen Lande von Stadt zu Stadt bis in die Hölle, von wo es der alte Neid heraufgesendet, scheuchen wird.“

Daß die am 15. September zwischen Frankreich und Italien abgeschlossene Convention einen Schritt auf dem Wege nach Rom bedeutet, wird heute niemand mehr im Ernst bestreiten. Selbst wenn die Absicht des Vertrags eine andere wäre, seine Wirkung könnte keine andere sein. Frankreich mußte zum mindesten sich sagen, daß der Vertrag das Ende des weltlichen Papstthums herbeiführen könne, daß von Seiten Italiens eben dieser Gedanke das Motiv zum Abschluß war, ist so offen eingestanden worden, als es unter den Umständen anging. Wie hätten auch die italienischen Staatsmänner L. Napoleon so lange um den Vertrag sollicitiren sollen, wenn er nicht in das System der italienischen Politik paßte? Wie hätten sie so eifrig auf die Räumung Roms dringen sollen, die ihnen ja gleichgiltig sein mußte, wenn ihnen doch auch nach der Räumung die Thore der Stadt für immer verschlossen blieben? Wie konnten sie auf das ernste Opfer der Verlegung der Hauptstadt sich einlassen, wenn ihnen nicht wichtige Vortheile dafür in Aussicht standen? Indem Frankreich mit Italien über das Schicksal Roms einen Vertrag abschließt, räumt es Italien zum mindesten einen Antheil an dem Dispositionsrecht über Rom ein, das es bisher allein gehabt. Frankreich steht — dies ist das eine Ergebniß des Septembervertrags — künftig in Rom nicht mehr kraft seiner einseitigen Intervention, nicht mehr kraft des päpstlichen Hilferufs, sondern kraft eines Vertrags, dessen einer Paciscent das Königreich Italien ist. Schon dies verändert die Lage total. Italien hatte bisher nur die Nationalitätsansprüche auf Rom; künftig hat es ein vertragmäßiges Recht, in den römischen Dingen mitzusprechen. Seine Absichten auf Rom waren eine bloße Velleität; künftig stützen sie sich auf eine Rechtsbasis. Allerdings das Recht legt ihm Pflichten auf, welche genau formulirt worden sind. Aber das Bezeichnende ist nun eben dies, daß Italien auch bei strictester Beobachtung der übernommenen Verbindlichkeiten seiner Sache sicher zu sein glaubt.

Was ist der Inhalt des Vertrags? Binnen zwei Jahren (von der Promulgirung des königl. Decrets über die Verlegung der Hauptstadt an gerechnet, wie nachträglich die Erklärung vom 3. October besagt) räumen die Franzosen Rom. Victor Emanuel respectirt das päpstliche Gebiet, ja er wird sogar dessen Schutzpatron, indem er es auch gegen die Invasion von Freischaaren schützt. Also gegen jeden auswärtigen Angriff ist der Papst durch das Wort Italiens, durch die Bürgschaft Frankreichs gedeckt. Von dieser Seite kann er ruhig schlafen. Aber wie, wenn die von ihm etwa zu erwartenden Reformen nicht im Stande wären, die ungewohnte Tugend der Loyalität wieder in die Herzen seiner Unterthanen zu pflanzen? Wenn die zu schaffende kosmopolitische Leibgarde nicht im Stande wäre, das Votum zurückzuhalten, das schon im

Sommer 1860 zehntausend römische Bürger in einer Adresse an Victor Emanuel abgaben? Wenn Rom nicht von Italien erobert würde, sondern ganz einfach selbst seinen Anschluß vollzöge? Wie dann? Darüber schweigt der Vertrag, und dieses Schweigen ist beredter als der Worlaut seiner Paragraphen. Gewiß ist, daß für diesen Fall der Vertrag weder die Hilfe der Franzosen verspricht — dann wäre es ja auch einfacher, sie blieben gleich ganz dort, — noch dem König von Italien irgendeine Verbindlichkeit auferlegt. Durch ihr Schweigen über diesen Punkt proclamirt die Convention die Anwendung des Princips der Nichtintervention auf die päpstlichen Staaten. Der Papst-König sieht sich allein seinen Unterthanen gegenüber versetzt: dies ist die eigentliche Bedeutung der Septemberconvention. Vor aller Welt Augen wird das weltliche Papstthum auf seine eigenen Füße gestellt, zur Probe, ob es darauf stehen kann. Besteht es die Probe, wofür ihm jetzt noch eine zweijährige Vorbereitungsfrist vergönnt ist, sind die Römer loyale Unterthanen, gut, so darf sie niemand in ihrem Glücke stören; sind sie anderer Meinung, so wird sie wiederum niemand in der Geltendmachung ihres Willens stören. Ist es ein Wunder, wenn der politische Takt der Italiener in dem Vertrag, der ihnen fast nur Lasten aufzuerlegen scheint, sofort ein Stück cavourischer Erbschaft witterte?

Allein zwei Jahre sind heutzutage eine lange Frist. Wer bürgt dafür, daß nach ihrem Ablauf wirklich Buchstaben und Geist des Vertrags erfüllt werden können? Hier liegt seine schwache Seite. Niemand mag wissen, was während dieser zwei Jahre geschehen wird. Schon die Weigerung des Papstes, auf seine Schulden zu verzichten und ein Heer aufzustellen, dann die Möglichkeit einer neuen Papstwahl, die unberechenbare Haltung der italienischen Parteien, welche aus der wiederangeregten Municipaleifersucht neue Nahrung ziehen, die Möglichkeit großer europäischer Conflict; wer kann alle die Möglichkeiten aufzählen, die einen Strich durch die Rechnung der Italiener machen können? Eventualitäten solcher Art konnten natürlich nicht in den Stipulationen eines Vertrags Berücksichtigung finden, aber daß sie sofort sich aufdrängen, beweist doch nur, wie widersinnig an sich eine politische Lösung ist, welche in einem auf zwei Jahre gezogenen Wechsel besteht. Es war für L. Napoleon vielleicht der einzige Weg, sich aus der römischen Sackgasse herauszufinden. Aber man wird immer einen falschen Schritt thun müssen, um aus einer falschen Situation herauszukommen.

Immerhin, wie unsicher noch die stricte Ausführung des Vertrags ist, wie schillernd sein Inhalt, nach zwei Seiten hin ist er auf alle Fälle von größter Bedeutung. Louis Napoleon spricht es zum ersten Mal in einer internationalen Acte aus, daß die Occupation Roms anormal ist, daß das Nichteinmischungsprincip auch auf Rom seine Anwendung finden muß. Er giebt damit ein Document aus der Hand, auf welches, wo nicht die formulirten Ansprüche Italiens, so doch die Ansprüche der Römer auf ihr Selbstbestimmungsrecht sich

berufen können. Die römische Frage ist durch Louis Napoleon selbst wieder auf die Tagesordnung gesetzt. Die Dinge sind im Fluß; wer mag sich vermessen, sie im Flusse aufzuhalten. Der Stein ist im Rollen; kann, der ihm den Anstoß gegeben, auch befehlen, wo er anhalten soll? Dies ist das Eine. Das Andere aber ist, daß, was auch in den nächsten zwei Jahren geschehen mag, die bloße Existenz des Vertrags selbst mit zu den bestimmenden Factoren gehört. Es ist wahr, es können Ereignisse eintreten, welche seine Ausführung in Frage stellen. Aber ebenso wahr ist, daß keine politische Combination sich bilden kann, ohne mit dieser neuen Thatsache zu rechnen. Der politische Schwerpunkt ist mit einem Mal wieder in das französische Cabinet verlegt. Dies ist die Rache, welche sich Louis Napoleon für seine Niederlagen in der Congressfrage, in der polnischen und in der Herzogthümerfrage nimmt, das Paroli, daß er dem Gespenst einer nordischen Allianz biegt. Und wie seine Politik nie kleinlich, niemals bloß negativ ist, so legt er seine Antwort auf das Abselsucken, dessen Gegenstand bereits der friedliebende alternde Familienvater geworden war, in einem Acte nieder, der, eng und sorgfältig umschrieben, doch eines der größten Ereignisse des Jahrhunderts in sich schließt, in einem Acte, der wenn nicht heute, so doch morgen den Sturz des weltlichen Papstthums bedeutet.

Keine Frage, daß dieser Wunsch, sein schwindendes Prestige dem In- wie dem Auslande gegenüber wieder zu gewinnen, eines der Motive ist, aus welchen Louis Napoleon wieder zu einer activen Politik übergegangen ist. Aber er warf sich dabei auf einen Punkt, wo er mit rein „moralischen Mitteln“ operiren konnte. Venetien kostete einen Krieg, der zwar neuen Territorialgewinn, aber auch ernste Gefahren für die Dynastie bringen konnte; Rom war für die Erledigung auf diplomatischem Wege reif. Empfand das französische Volk unmuthig die gezwungene Unthätigkeit seines Beherrschers in der europäischen Politik, so blieb es immerhin zweifelhaft, ob es willig in einen europäischen Krieg folgte; unzweifelhaft aber war, daß es die Stellung der französischen Fahne in Rom als eine unwürdige fühlte; sie beleidigte die große Mehrheit der Nation, während sie den kleinen Krieg der mißtrauischen klerikalen Partei doch nicht abwandte. Kleinere, persönliche Motive mochten immerhin mitwirken.

Die Hindernisse, welche die Taufe des jungen Prinzen Napoleon fand, der Raub des Judenknaben verstimmten. Aber man würde die römische Politik Louis Napoleons schlecht verstehen, wenn man ihr tiefstes Motiv, einen gewissen idealen Zug in ihr verkennen wollte. Nicht zum ersten Male zeigt er den Ehrgeiz, das, was innerlich morsch geworden ist, vollends zu Fall zu bringen, dem, was lebenskräftig zum Dasein ringt, die hilfreiche Hand zu bieten, damit die Geschichte seinen Namenszug untrennbar mit den großen Fortschritten unsrer Epoche verschlinge. Daß er allein diesen Ehrgeiz besitzt, ist das ganze Ge-

heimniß seiner europäischen Stellung; daß er allein mit diesem welthistorischen Bewußtsein über der ewigen Stadt brütet, macht ihn zum Herrn der römischen Frage: es ist sein kolossaler Ehrgeiz, den Sturz des weltlichen Papstthums, den er als unabwendbar voraussieht, an seinen Namen zu knüpfen.

An diesem Punkt zeigt sich wie nirgends die ganze Weite des Gegensatzes zwischen dem Oheim und dem Neffen. Louis Napoleon begnügt sich nicht mit dem Ruhm, eine altehrwürdige, welthistorische Institution, an der die Jahrtausende vergebens gerüttelt haben, zu jähem Fall zu bringen. Er geizt nach dem größeren Ruhme, ihren Fall so einzurichten, daß sie sich nicht wieder davon erholen soll. Um aber einen Abschnitt der Geschichte zu bezeichnen, um definitiv zu sein, darf dieser Sturz nicht auf tumultuarischem Weg herbeigeführt werden, wie es die Methode des alten Napoleon war, er darf nicht einem Handstreich überlassen werden, wie ihn Garibaldi führen möchte, er muß vielmehr so eingerichtet werden, daß er schließlich ganz von selber erfolgt, als selbstverständlich, als einfache Nothwendigkeit. Zu diesem Zwecke giebt es nur ein Mittel: das Papstthum auf sich selbst zu stellen, ihm die Möglichkeit zu gewähren, sich aus eigenen Kräften zu erhalten, ihm aber auch alle künstlichen Stützen zu entziehen, falls es dies nicht im Stande sein sollte. Für den einen wie für den andern Fall mußte Vorsorge getroffen sein. Damit sich das Papstthum auf eigenen Füßen erhalten könne, mußte es gegen jeden auswärtigen Angriff gesichert werden. Wenn es aber gleichwohl kraftlos in sich zusammenfiel, mußte eine feste Gestaltung vorhanden sein, welche das anfallende Erbe dauernd in sich aufnahm. Erst nachdem das Königreich Italien bis auf einen gewissen Grad seine Lebensfähigkeit erwiesen, konnte die entscheidende Probe mit dem Papstthum angestellt werden; aber damit es eine wirkliche Probe sei, mußte Italien sich verpflichten, jeder gewaltsamen Einmischung zu entsagen. Dies ist die Bedeutung des Septembervertrags: er zwingt das Papstthum die entscheidende Probe zu bestehen, und er ruft alle Welt auf, Zeuge des interessanten Schauspiels zu sein.

Es ist eine müßige Frage, ob Louis Napoleon von Anfang an mit seiner römischen Politik diesem Ziele zusteuerte. Er ist weder ein tastender, roher Experimentator, noch ein steifer Doctrinär, der sich ein strictes System vorzeichnet. Es ist wahr, seine römische Politik zeigt seit dem Tage, da ihm ohne sein Zuthun diese Frage zufiel, — im Grunde hat Oestreich selbst die Schlüssel der ewigen Stadt Frankreich in die Hand gedrückt — auffallende Schwankungen. Er wird bald vom Papst, bald von Italien sollicitirt, seine Truppen zurückzuziehen, knüpft bald mit jenem bald mit diesem Verhandlungen an und kann zu keinem Entschlusse kommen; er dringt in die Curie, die Staatsverwaltung zu reformiren, und beruhigt sich als es nicht geschieht; er denkt sich den heiligen Vater bald als Präsidenten der italienischen Föderation, bald beschränkt

er ihn auf die Grenzen der leoninischen Stadt. Dennoch ist unverkennbar, daß seitdem mit der italienischen Revolution die päpstliche Frage dringender und giobertische Träume immer unmöglicher werden, daß der Gedanke, den Papst allein seinen Unterthanen gegenüber zu stellen, in den Vordergrund tritt. Schon die Broschüre Laguerrennière's läuft im Wesentlichen auf das heutige Project hinaus. Je hartnäckiger sich das Papstthum den wiederholten Aufforderungen zur Reform verschloß, um so deutlicher gestand es damit selbst ein, daß seine weltliche Herrschaft nicht reformirbar ist. Entweder also die römische Bevölkerung seufzte bis ans Ende der Tage unter einem Regiment, dessen Grundsätze mit denen der modernen Welt unvereinbar sind, oder das Papstkönigthum fiel selbst unter dem Einfluß der modernen Ideen. Die Geschichte des Papstthums unter dem Schutz der französischen Occupation ist nichts anderes als das „Reisen“ der römischen Frage in dem Sinne, wie Cavour es verstand.

So scheint die römische Frage heute auf einfache Verhältnisse zurückgeführt, sie scheint ein einfaches Nebenzwispel. Und sie wäre es, wenn ihre Lösung einzig in der Hand der Cabinete läge. Aber die Parteien, die Volkinstincte und Volkseidenschaften beanspruchen ihr Recht, gehört zu werden, und damit kommt ein Unberechenbares ins Spiel. Jetzt, da die öffentliche Meinung in Italien sich zwar im Allgemeinen für den Vertrag ausgesprochen, aber zugleich ein nicht gering zu achtender Widerstand sich erhoben hat, begreift man, daß das Ministerium Minghetti-Peruzzi die Unterhandlungen so geheim hielt, erst mit der vollendeten Thatsache des Vertrags hervortrat und die Verlegung der Hauptstadt einfach durch ein königliches Decret durchsetzen wollte. Cavour hätte sicher ebenso gehandelt. Aber was das italienische Volk ohne Zweifel ihm zugestanden hätte, gestand es nicht ebenso seinen Nachfolgern zu. Die turiner Emeute, welche das eine Element der Opposition repräsentirte, zwang die Regierung, das ganze diplomatische Abkommen, die Convention nebst der Verlegung der Hauptstadt dem Ausspruch des Parlaments und damit einer öffentlichen Discussion zu unterstellen. Und darin liegt die Gefahr. Denn die Convention ist nicht bloß ein politischer, sie ist ein diplomatischer Act, der diplomatisch verstanden werden muß. Die Verlegung der Hauptstadt ist eine Bedingung, zu welcher sich eine ihres Ziels bewusste Staatskunst herbeilassen konnte, die aber die heftige Kritik der Volkinstincte herausfordert, welche nicht gezwungen werden können, zwischen den Zeilen zu lesen. Wer in dem scheinbaren Verzicht auf Rom nicht den Weg, Rom zu gewinnen, erblicken kann oder mag, der ist schwer zu belehren, zumal die Regierung aus naheliegenden Rücksichten gebunden ist, ihre wahren Ziele wohl ahnen zu lassen, aber hinter eine diplomatische Sprache zu verstecken. Ob das italienische Volk den politischen Takt besitzt, diese Sprache zu verstehen und einzusehen, daß die römische Frage so wie sie liegt in der That nicht durch gewalthätiges Zufahren, sondern nur

durch moralische Mittel gelöst werden kann, dies ist die Frage. Nicht bloß für das Papstthum ist die Convention eine Probe, sondern auch für das Königreich Italien.

Und die Probe ist schwer. Denn es ist wirklich kein Kleines, was in der Bedingung des Umzugs nach Florenz liegt. Es wäre eine kindliche Vorstellung zu glauben, daß, sobald die Römer nach dem Abzug der Franzosen sich erhoben haben, die Piemontesen einrücken, die Miethen in Florenz gekündigt, die Bureaux und Archive schleunigst wieder eingepackt und nach Rom spedirt und Victor Emanuel aufs Capitol ziehen werde. Mit einer solchen Farce würde Louis Napoleon am wenigsten glauben, das römische Drama abschließen zu können. Nein, wir sind der Ansicht, der Verzicht Italiens auf Rom als Hauptstadt ist wirklich unbedingt; die italienische Regierung ist aufrichtig Willens, die Hauptstadt definitiv nach Florenz zu verlegen. Nur unter dieser Bedingung, so war die Meinung Louis Napoleons, ist der Papst wahrhaft frei, und sind die Rücksichten auch ihm gegenüber erschöpft, nur unter dieser Bedingung ist später die Aussöhnung zwischen Italien und dem Papstthum, welche das letzte Ziel sein muß, möglich. Die Residenzen des Königs von Italien und des Hauptes der Christenheit sollen für immer getrennt sein. Rom soll — das ist unvermeidlich — allerdings an das Königreich Italien fallen, aber nicht als die Hauptstadt. Um Rom zu gewinnen, dies ist der letzte Gedanke der Convention, verzichtet Italien auf die Hauptstadt Rom.

Die Idee, Florenz zur Hauptstadt des Reichs zu machen, ist bekanntlich nichts Neues. Massimo d'Azeglio hat schon vor mehren Jahren diesen Ausweg empfohlen. Es ist immerhin möglich, daß noch ohne den von Frankreich dafür in Aussicht gestellten Preis die Regierung mit einer solchen Veränderung umging. Gründe für diese Wahl lassen sich unschwer aufzählen und fallen auch gegen Rom ins Gewicht. Niemand, der das heutige Rom kennt, wird es für eine passende moderne Hauptstadt halten; es wäre auch Schade darum. Im Grunde war es doch wesentlich ein Stück Romantik, an die Ruinenstadt, deren Glanz und Bedeutung von den vergangenen Jahrhunderten erbort ist, die Zukunft des Reichs zu knüpfen. Es war eigentlich selbst ein ächt römischer Zug, diese Sehnsucht nach der alten Mitte des Cäsarreichs und der mittelalterlichen Hierarchie, und vielleicht wäre es ein Schritt weiter auch auf der Bahn der geistigen Emancipation von Rom, wenn Italien auf diesen Fiebertraum, für den Garibaldi bei Aspromonte blutete, verzichten könnte. Aber gleichwohl, es ist ein schweres Opfer, das von Italien verlangt wird; es verzichtet damit auf nichts Geringeres, als auf das bisherige Symbol seiner Einheit. Seitdem Mazzini es ausgesprochen hat: In Rom muß man das Centrum der alten Einheit zerstören, folglich muß in Rom die neue Einheit geboren werden, seitdem galt es als Dogma aller unitarischen Parteien, daß die Einheit Italiens

in Rom wenigstens erst ihre Vollendung finden könne. Cavour selbst, als ihm unter den Händen das norditalische Reich zum Königreich Italien anwuchs, ergriff diese Idee und starb unter den Anstrengungen, dieses höchste Ziel zu erreichen. Das Parlament sprach wiederholt in feierlicher Weise Rom als die Hauptstadt an, und keines der seitherigen Ministerien wagte das Programm Cavour's zu widerrufen. Selbst die Föderalisten, die Municipalisten, die widerwillig der unitarischen Tendenz folgten, blickten auf Rom, das allein mit dem Einheitsstaate versöhnen könne und zu dessen Gunsten allein sämtliche andere Städte zu entsagen bereit waren.

Einer Idee gegenüber, welche sich so sehr in die Phantasie der Nation eingelebt und das Einheitsband aller Parteien gebildet hat, wird die nüchterne politische Berechnung einen schweren Stand haben. Sie erfordert einen Grad von Selbstverläugnung, der diese Krisis zu der schwersten macht, welche die italienische Wiedergeburt bisher zu bestehen hatte. Alle jene municipalen Eifersüchteleien, welche in dem Gedanken an Rom neutralisirt waren, leben von Neuem auf. Turin gab das Signal, und Neapel wird der Versuchung schwer widerstehen, in die es durch Turin gelockt worden ist. Was in der loyalen Stadt Turin am 21. und 22. September vorging, ist das Vorspiel zu den Scenen, welche die parlamentarische Debatte darbieten wird. Die Revolutionspartei, der es ein Gräuel ist, durch Abkommen mit Frankreich einen Weg zur friedlichen Gewinnung Roms eröffnet zu sehen, tritt mit frischen Waffen auf den Kampfplatz. Ja auch die Entscheidung, welche zu seiner Zeit von Rom selbst abhängt, wird fraglich: werden die Römer ebenso geneigt sein, ihre besonderen Ansprüche der Vereinigung mit Italien zum Opfer zu bringen, als sie es ohne Zweifel gewesen wären, König und Parlament in ihren Mauern zu empfangen? Auch den Quiriten ist kein kleines Opfer zugebracht, und sicher gehört dies gleichfalls zur Berechnung Louis Napoleons, der so gerecht und unparteiisch zwischen Rom und Italien abzuwägen verstand und eben mit dieser Bedingung ein schweres Gewicht in die Waagschale des Papstthums legte. Und endlich tritt an die ganze Schöpfung des Königreichs Italien die Lebensfrage heran, wie sie dann bestehen wird, wenn ihr Schwerpunkt hinweggerückt ist von Piemont, das durch seine angestammte stramme Zucht, durch seine Verwaltung und sein Militär doch zumeist das Reich zusammengehalten, und dem die Zukunft Italiens auch dies nicht vergessen wird, daß es zugleich die schwersten Opfer für die Unification gebracht hat.

Mit ungewöhnlicher Spannung darf man unter diesen Umständen der Eröffnung des Parlaments entgegensehen, von dessen Entscheidung zunächst die Zukunft Roms und Italiens abhängt. Alle weiteren Fragen, welche sich an die Räumung der ewigen Stadt knüpfen; welches die Stellung des Papstthums nach Aufhebung seiner weltlichen Herrschaft sein, ob es daran gewinnen, ob

es verlieren werde; welche Rückwirkung daraus für die katholischen Einzelkirchen, für das ganze Verhältniß von Kirche und Staat erfolgen werde, alle diese Fragen treten im Augenblick zurück gegen die Debatten, welche am 24. October im Palaß Carignan eröffnet werden. Vielleicht wäre es klüger gewesen, die Kammern sofort unter dem ersten günstigen Eindruck einzuberufen. Der Vertrag ist besser auszuführen als zu discutiren. Jetzt haben die Elemente der Opposition Zeit für ihre zeretzenden Intriguen gewonnen. Aber auch der besonnene Theil der Nation hat inzwischen Zeit gehabt sich zu sammeln und seine Ansicht zu klären, und wenn irgendetwas im Stande ist, dem Parlamente den Entschluß zu erleichtern, so ist es das Beispiel Victor Emanuels, der auch diesmal, obwohl er das schwerste Opfer zu bringen hatte, mit Selbstverläugnung vorgegangen ist, und dessen Wagniß, seine Residenz nach Florenz zu verlegen, kaum geringer ist als dasjenige, vor welchem er vor vier Jahren nicht zurückschreckte, als er sein Erbe kühn an die Krone von Italien setzte.

W. L.

Die letzten Wochen deutscher Politik.

Nach vielen Winkelzügen der Dänen sind die Friedensverhandlungen in gutem Fortgange. Es ist jetzt Grund zu der Hoffnung, daß die nächsten Wochen uns den Abschluß des Friedenswerkes bringen. Die Verhandlungen wären wesentlich erleichtert, wenn die deutschen Großmächte den Zwang der kriegerischen Erfolge benutzt hätten, um Dänemark nicht erst zu Verhandlungen um den Frieden, sondern zu definitivem Abschluß der Hauptpunkte zu veranlassen. Daß man einen peinlichen Schwebezustand zwischen Krieg und Frieden duldete, war eine Uebereilung, welche alles in Gefahr zu stellen drohte. Von den Dänen wäre damals ebensowohl eine Unterzeichnung der Friedenspunkte zu erlangen gewesen, als dies Interimisticum. Napoleon der Dritte verstand besser Eisen zu schmieden, da es warm war. Er schloß den Frieden von Villafranca, und ließ darauf die Verhandlungen über das Detail folgen. Glücklicherweise sind die Hoffnungen, welche man in Kopenhagen auf eine mögliche Aenderung der Situation baute, nicht in Erfüllung gegangen, die unvorsichtige Behandlung des Feindes wird ohne wesentlichen Nachtheil bleiben.

Wir dürfen die Herzogthümer jetzt als gerettetes Land betrachten und dieser